Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 6 (1922)
Heft: 5-6

Artikel: Der Professor mit der Gans
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419504

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

noch kannst du den Mund voll Mehl haben und doch blasen). In der im übrigen lateinisch geschriebenen Abhandlung über Rhetorik stehen als Beispiele drei deutsche Gedichtchen, so für die dichterische Uebertreibung das Scherzverschen vom großen Eber:

Imo sint fuoße fuodermaße,
(Ihm sind die Füße fudermäßig)
imo sint purste ebenho forste
(ihm sind die Borsten ebenhoch dem Forst)
unde zene sine zwelifelnige
(und seine Zähne zwölf Ellen lang)

Dazwischen trifft man viele einzelne Sprachschönheiten, die Notker zum Teil wohl selbst geschaffen, zum Teil doch überliefert hat: curia (Rathaus) übersetzt er mit sprachhus, was unserm „Parlament" bedenklich nahe kommt. Republik gibt er wieder mit selbwaltigi (etwa Selbstwaltung). In wörtlicher Uebersetzung von punctum sagt er, die Erde sei im Vergleich zum Himmel nur ein „stupf"! Wortschöpferisch ist Notker vor allem gewesen in der Bearbeitung der Schriften von Aristoteles, denn wenn er auch stofflich die lateinische Bearbeitung des Boethius benutzt hat, so mußte er doch die ganze philosophische Fachsprache erst schaffen; er hielt das aber für möglich und verdeutschte Ausdrücke, für die der Fachmann von heute Fremdwörter nicht entbehren zu können glaubt. Hie und da übersetzt er einfach aus dem Lateinischen, zum Beispiel wenn er für Affirmation sagt festenunga (Festigung) und für Negation lougen (Lüge, Verleugnung); das Subjekt wird wörtlich „das undera" (das Untere) genannt, aber gerade hier bringt er auch ein anschauliches Bild dafür und nennt es stuol (Stuhl) und die darauf aufgebaute Aussage das uberzimber (Obergebäude). Eine Definition soll bekanntlich den Inhalt eines Begriffes knapp, eng (gnoto) abmessen, er nennt sie deshalb gnotmeßunga. Sogar Götternamen werden verdeutscht, Neptun zu Mergot, Pluto zu Fiurgot, Ceres zu Chorngeba. Unsere spätern Sprachkünstler, Luther, die Klassiker und die übrigen Dichter, haben den deutschen Stil bereichert, keiner hat in diesem Maße den Wortschatz schöpferisch gemehrt wie unser Notker.

Von ihm besitzen wir auch die erste wissenschaftliche Abhandlung in deutscher Sprache oder wenigstens eine Gruppe kleiner Aufsätze mit gemeinsamem Inhalt — ist es nicht hübsch, daß sie gerade von der Musik handeln? Er spricht über Musikinstrumente, zum Beispiel über die Länge der Orgelpfeifen (suegela), und wenn er sich dabei im allgemeinen auch wieder auf Boethius stützt, so ist es doch sprachlich selbständiges, fortlaufendes Deutsch, freilich mit lateinischen Fachausdrücken, aber keine Uebersetzung.

Zu alledem hat er auch die Lautform sorgfältig gepflegt und eine geradezu liebevolle Rechtschreibung beobachtet; zum Beispiel hielt er es für nötig, lange und kurze Selbstlaute durch sogenannte Akzente zu unterscheiden.

Das war Notker der Deutsche. Von seinem Leben wissen wir nicht viel, es war auch äußerlich sehr einfach; wenigstens beichtete er auf dem Sterbebette, über 70 Jahre alt, als schwerste Sünde seines Lebens, daß er als Jüngling im Mönchsgewand einst einen Wolf getötet habe. Er muß um 950 geboren sein, die Spuren weisen nach Jonswil oder nach Elgg. Sein Oheim Ekkehard I. brachte ihn in die Klosterschule, an der er selber lehrte und an der dann auch Notker Lehrer wurde. Im Sommer 1022 schleppte das Heer Heinrichs II. aus Italien die Pest ein, und an einem und demselben Tage fielen ihr vier St. Galler Mönche zum Opfer, darunter unser Notker. Ekkehard IV. berichtet, es sei am Tage gewesen, an dem er den Hiob vollendet, er ist also mitten aus der vollen Bahn hinweggerissen worden. Auch seine Bescheidenheit und seine Güte habe er bis zum Tode bewährt: er verbat sich die übliche Waschung nach dem Tode, damit die Kette nicht gesehen werde, die er nach dem Beispiel des heiligen Gallus um die Lenden trug, aber er ließ den Armen vor seinem Lager eine Mahlzeit geben, damit er in diesem freudigen Anblick seine Augen schließen konnte.

Nachfolger hat Notker als „Deutscher" zunächst nicht gefunden, er war ein paar hundert Jahre zu früh gekommen, aber mit Achtung verlieh man ihm bald nach dem Tode jenen Beinamen, und im St. Galler Totenbuche wird er gekennzeichnet als „der gelehrteste und gütigste Lehrer". Er war ein Freund der Jugend und ein Freund unserer Muttersprache.

Der Professor mit der Gans.

In der Gazette de Lausanne vom 26. März 1922 erzählt Herr Professor Philipp Godet in Neuenburg unter dem Titel Brèves remarques sur la langue française d'aujourd'hui folgende rührende Geschichte:

Je me suis vingt fois étonné de l'extraordinaire présomption de nos confédérés de langue allemande, qui, ignorants de notre langue, ont le toupet (disons le mot propre) de s'en servir dans leurs annonces et circulaires commerciales.

Leur infatuation passe toute idée. Ils vous soutiendront paisiblement qu'ils savent le français mieux que nous; ils corrigeront sans hésiter nos rédactions. Ils savent! Ils savent! Ils savent! «Nous savons tout! Le ciel nous a créés infaillibles, et nous l'en bénissons . . . »

Cet état d'esprit est réel et fort répandu. Si vous étiez assez ingénu pour en douter encore, voici pour vous convaincre un document assez typique.

Une jeune fille de la Suisse allemande a la prétention d'enseigner le français au titre de Suisse romande. On lui répond qu'elle est Suisse allemande. Voici sa réplique, textuellement transcrite:

Très honorée Mademoiselle,

Je m'empresse de bien *la* remercier de la peine *eu* à mon égard . . .

Je recommande de bien avoir la gentillesse de penser à moi s'il se présente une place en Angleterre . . .

Quant à *sa* réponse de ne pouvoir placer des démoiselles allemandes, je me permets de dire que je parle le français aussi bien que l'allemand . . . *J'étais* plus de deux ans en Italie en donnant des leçons de français à mes élèves, et pendant tout ce temps, *je passais* partout en causant le français *comme* Française, autant qu'on croit en Italie le français comme langue nationale des Suisses, et puis jamais on faisait différance entre Suisse français ou allemand. Du reste chez nous à Berne la population parle autant le français et je me sens toujours offensée m'entendre appeler Suisse allemande.

J'espère, Mlle ne m'en veut pas de ma franchise. Du reste je m'offrirais aussi pour enseigner l'italien.

Avec plaisir j'attends *son* avis s'il se trouve la place désirée.

Que dites-vous de cette candide assurance? Et connaissez-vous une jeune Romande qui croirait pouvoir se proposer ainsi pour enseigner l'allemand?

Cette étrange infatuation a pour conséquence logique les innombrables attentats à notre langue commis journellement par nos confédérés. Ils savent! Ph. G.

Vorerst danken wir dem Herrn Professor aufrichtig für seinen ersten Satz; wir haben uns über denselben Gegenstand schon mehr als einundzwanzigmal gewundert. An den zweiten Abschnitt können wir aber nicht recht glauben; er soll wahrscheinlich auch nur als Haken dienen, an dem die hoffnungsvolle junge bernoise aufgehängt werden kann. Wir begreifen seinen Aerger einigermaßen, denn sie kann offenbar besser deutsch, vielleicht auch italienisch als französisch, aber wir Deutschschweizer sind schlimmer dran mit ihr, wir müssen uns ihrer Gesinnungslosigkeit geradezu schämen, und daß sie ja nur eine eitle Gans ist,

tröstet uns wenig, denn sie ist leider nicht die einzige. Der Schluß bestätigt die Vermutung, daß dem Herrn Professor Godet jede Gelegenheit willkommen ist, seine welschen Leser gegen ihre Eidgenossen deutscher Zunge zu verhetzen.

Vom Büchertisch.

Schweizerisches Idiotikon. Heft 90.

Wir haben es in unsern „Mitteilungen" nicht mehr nötig, Reichtum und Mannigfaltigkeit eines jeden neuen Heftes zu rühmen, wir können gleich untertauchen darin. Was bedeutet „schlopfere"? Es ist die in der Ostschweiz da und dort vorkommende, aus Schaffhausen als „etwas veraltet" bezeichnete Form des als schlaffere oder schlapfere auch noch anderswo gebräuchlichen Zeitworts für schläfrig sein, mit dem Schlafe kämpfen. Gotthelf läßt einen Bauern zum Pfarrer sagen: Üserein het nit Zit z'lese; we-me der ganz Tag am Wetter isch, so schläferet's eine am Abe. Als „zweischläfige" Merkwürdigkeit wird das Ehebett im Schlosse Kefikon (an der zürcherisch-thurgauischen Grenze) erwähnt, in dem der Gatte die Mühen des Tages auf zürcherischem Boden die Gemahlin auf thurgauischem Gebiet ausgeschlafen habe. Wie blaß mutet die Verschriftdeutschung an, wenn Gotthelf aus dem „'Zöck und G'schleipf", dessen sich die in Uli verliebten Mägde gegenseitig beschuldigen, in einer spätern Auflage ein „Nachziehen und Zusammenkommen" macht.

Reste eines alten Rechtsbrauches, den man aber nicht nachweisen kann, scheinen in der Redensart zu stecken „d'Chatz dur de Bach schleipfe" (oder schleike oder züche); ein solches Unternehmen muß bei dem widerspenstigen Wesen, besonders bei der Wasserscheu dieses Tierchens noch schwieriger sein als „de Hund dur de Bach schleipfe", das ebenfalls bedeutet: eine unangenehme, schwere Arbeit zum Vorteil anderer auf sich nehmen und durchführen. In einem geistlichen Spiele stellten um 1580 die Burger von Lenzburg dar, wie die Kinder Israel Jericho einnahmen mit dem Entschluß: Rychs und arms mueß durch den Bach d'Chatz züchen! (Da man mit der Katze nichts mehr anzufangen wußte, wurde die Redensart verallgemeinert; z. B. versprach Gottfried Keller von Berlin aus der Mutter, er werde nach seiner Heimkehr für den Haushalt sorgen und „alles durch den Bach schleiken.") Sogar das wird berichtet, daß die Innerrhödlerinnen beim Tanzen das Schleifen (das den Gegensatz bildet zum Hopsen) besonders gut verstehen (also schon lange „modern" tanzen!). „Löffelschliffi" heißt zunächst eine Schleifmühle, die durch ein mit hohlen, löffelähnlichen Speichen versehenes Wasserrad getrieben wird, dann aber eine höhere Bildungsanstalt (Institut, Pension), die besonders gesellschaftlichen Schliff vermittelt (die Beispiele nennen das Welschland, Paris und Basel!); bei Löffel ist aber kaum mehr an die löffelähnlichen Speichen des Wasserrades zu denken, sondern an Laffen, einfältige, meist junge Menschen, die man ja etwa Löffel zu nennen beliebt. Der Ausdruck Löffelschliffi ist schon aus dem Ende des 17. Jahrhunderts in diesem Sinne nachgewiesen. Neben solchen alten Quellen sprudeln aber auch wieder ganz neue; so wird aus der Eisenbahnersprache die Charteschliffi erwähnt, d. h. die Güterexpedition, wo Charte gschliffe, d. h. die Frachtkarten (die Abschriften der Frachtbriefe) hergestellt werden; nicht umsonst heißt ein Beispiel: die Charteschliffi ist mer efang verleidet. — Was ist ein Schlufi? (Mehrzahl Schlufine.) Zunächst ist es ein Kleidungsstück, und zwar in Glarus eine Pluderhose, im Bernbiet ein bequemer, lose sitzender, gestrickter oder tuchener Kittel, der von beiden Geschlechtern als Alltagskleid getragen wird; in Unterwalden und Zug (hier mit sächlichem Geschlecht, sonst männlich) ein Muff; dann aber heißt so (in weiterer Verbreitung) ein in Kleidung oder Haltung oder beidem nachlässiger, körperlich und geistig schlaffer oder wegen seiner Lage bedauernswerter Mensch.

Briefkasten.

M. B., Z. Was ein Hürempeiß sei? — Dieses merkwürdige Wort scheint im Aussterben begriffen zu sein, ist aber im Idiotikon (Band IV, Spalte 1680) noch reichlich bezeugt aus fast allen Landesgegenden, je nach der Gegend in etwas anderer Form: Hüre-, Hürem-, Hürum-, Hürli- -peiß, -beis, -paß, -päß, -peizg usw. „Ui, Hürebeiß!" rufen im Solothurnischen die Kinder, wenn die Mutter im Sommer die ersten Bohnen, Rüben, Apfelschnitze usw. auf den Tisch bringt. Das Wort bedeutet also die Erstlingsfrucht des Jahres (in Luzern scherzweise auch das erste Kind!). Diese Bedeutung hat sich dann etwas erweitert; da die Erstlingsfrucht noch etwas Seltenes ist und darum besonders geschätzt wird, kann Hürempeiß auch eine andere ungewohnte, wohlschmeckende Speise bezeichnen, eine Lieblingsspeise, auch sonst einen seltenen Genuß. Zu Wohlen im Aargau freute sich einer auf eine Hochzeit, denn: „As Lienetlis Hochsig cha mer si wider einist ernüefere [sich erlaben, satt essen], mir am Hürumpeiß und de Lienetli a sim G'speusli." Der Sittenprediger Geiler von Kaisersberg (geboren 1445 in Schaffhausen) erklärt: „Wenn ein clostermensch [d. h. eine Nonne] und ein geistlicher unküsch ist, so ist es dem tüfel nüwrat [Neurat, d. h. ebenfalls Erstlingsfrucht], hürundbeiß, es ist ein seltsam speis." Im Glarnerland ist der edle Wunsch gebräuchlich: „Hürepeiß mach di g'sund und feiß", im Zürichbiet der Scherzreim: „De Hürepeiß macht d'Meitli feiß". Im Baselbiet darf man einen stillen Wunsch tun, wenn ein Hürepeis auf den Tisch kommt; aus verschiedenen Gegenden wird folgende Sitte berichtet: Der erste, der bemerkt, daß ein Hürembeiß aufgetragen wird, gibt seinem Tischnachbarn einen leichten Schlag auf Kopf, Schultern oder Rücken oder einen Stoß mit dem Ellbogen oder zupft ihn am Ohr oder Haar, worauf dieser Gruß die Runde um den Tisch macht, begleitet von den Worten: „Hürepeiß, gib dem andern au eis!" (Gemeint ist wohl: auch einen Schlag oder Stoß, vielleicht auch: gib dem andern auch vom Hürepeiß); anderswo sagt man nur: „Hürepeiß, gib's witer!"

Nach diesen Beispielen aus dem Nachbargebiet der Volkskunde gibt das Idiotikon dann die wahrscheinlichste sprachwissenschaftliche Erklärung: aus mittelhochdeutsch „Hiure enbeiß". Hiure (iu ist als langes ü zu sprechen) ist natürlich unser „heuer", und „enbeiß" war die erste (oder „einfache") Vergangenheit zu enbißen, eigentlich entbißen (entsprechend holländischem ontbijten, frühstücken), das „essen" bedeutete und von verschiedenen Mahlzeiten gebraucht wurde. In den deutschen Gemeinden am Südfuße des Monte Rosa sagt man noch: „Hest nid wul umbisse?" (hast du nicht gehörig zu Mittag gegessen?), der Imbiß heißt dort noch Embiß. „Enbeiß" bedeutet also: heuer aß (nämlich: ich davon zum erstenmal). Die Vorstellung „zum erstenmal" wurde nicht ausgesprochen, bloß mitgedacht, wie in „Hüruf", dem aus Stallikon bezeugten Titel für denjenigen Hausgenossen, der am Neujahrstage („hür"!) zuerst aufsteht, und in „Hürus" für einen jungen, unerfahrenen Kriegsmann, der „hür" (d. h. in dem Jahre, von dem die Rede ist), zum erstenmal auszieht, also für einen militärischen „Hürlig". „Hür embeiß" könnte der Anfang einer jener Redensarten sein, wie sie beim Auftragen eines Erstlingsgerichtes üblich waren (wie „Mahlzeit!" das Ende der Redensart ist: „Ich wünsche Ihnen gesegnete Mahlzeit!"); ähnlich pflegen wir ja auch Lieder und Gebete nach den Anfangsworten zu bezeichnen. Als man dann diesen Anfang nicht mehr verstand (wohl besonders als im Schweizerdeutschen die erste Vergangenheit und damit die Form enbeiß ausgestorben und auch im Schriftdeutschen ich beiß zu ich biß geworden war), da hielt man „Hür embeiß" für ein Hauptwort zur Bezeichnung des Erstlingsgerichtes.

Das merkwürdig klingende Wort hat auch andere, mehr volkstümliche Deutungsversuche erfahren und ist dann auch darnach geschrieben worden, z. B. in Hüretbiß, also etwa Hochzeitbissen. Sogar als heureux repas hat man's erklärt; aber wir wollen darüber nicht lachen; denn das war vor mehr als hundert Jahren, und im August 1921 hat in den „Glarner Nachrichten" ein Einsender allen Ernstes behauptet, das Wörtchen „abä", mit dem an der Landsgemeinde mißliebige Vorschläge begrüßt werden, sei nichts anderes als das französische «à bas!».